

FREMD ein lebenslängliches Urteil?

Wie lange bleibt man in der Schweiz fremd?

„Die Schweiz mit fremden Augen sehen“ hiess die Radiosendung, für die die Autorin zu einem Gespräch ins Radiostudio eingeladen wurde. Sie war zunächst erstaunt und belustigt über diese Anfrage, denn sie lebt nun seit 40 Jahren in der Schweiz, seit 30 Jahren mit einem Schweizer Pass. Wie lange dauert also das Fremdsein? Wie lange bleibt man fremd in diesem Land? Und wie äussert man echte, auch kritische Gedanken auf diese Frage, ohne jemanden zu verletzen. Denn will man in solch einem Fall nicht vor allem Nettes über das eigene Land hören? Wahres, würde vielleicht ein waschechter Schweizer sagen, der keine Schmeicheleien mag, Komplimente nur schwer als Äusserungen echter Anerkennung annehmen kann, dabei aber durch kritisches Betrachten der Eigenarten pikiert wird, begreiflicherweise, wie es vielleicht jedem von uns ginge.

Ein fremder Gedanke? Sich fremd fühlen und als fremd empfunden werden bis man jemanden näher kennenlernt? Bis man sich mit den einheimischen Gepflogenheiten vertraut macht? Bis man das 1x1 der Lebensregeln erlernt und dem Lebensrhythmus sowie der Sprachmelodie des neuen Landes folgen kann? Oder dauert das Fremdsein in der Schweiz lebenslänglich? Wie eine Gefängnisstrafe nach einem schweren Vergehen? Ist man dazu verurteilt, es auch als Schweizerpassbesitzerin – nach der rechtmässigen Wartezeit erworben, als Steuerzahlerin, als Ehefrau eines Urschweizers, als Mutter und ehemalige Erzieherin von zwei jungen Schweizer Männern, als eine Frau, die mit 15 Jahren als politischer Flüchtling zusammen mit ihren Eltern und dem Bruder aus der Tschechoslowakei in die Schweiz kam, hier erfolgreich das Gymnasium und den Universitätsabschluss absolvierte und jetzt in deutscher Sprache Artikel und Bücher schreibt und sich am politischen und sozialen Leben aktiv mitbeteiligt, lebenslänglich fremd zu bleiben? Die schöne Schweiz als Gefängnis? Nicht ich sage es, ein berühmter, grosser Schweizer – wie bekannt - hat diesen Gedanken geäussert, in seiner Rede anlässlich eines Besuches des damaligen tschechoslowakischen Staatspräsidenten Václav Havel im November 1990. Friedrich Dürrenmatt hielt damals diese viel beachtete und viel kritisierte Rede. Darin bezeichnete er die Schweiz als ein Gefängnis. In diesem Gefängnis sei nicht klar, wer eigentlich die unfreien Gefangenen und wer die freien Wärter seien. Denn: Die Wärter machten sich selbst zu Gefangenen, die Schweizer würden freiwillig als Gefangene leben, gebunden durch zu viele Regeln... Vernünftige, unbestechliche, demokratische Regeln sind aber sehr wichtig fürs Zusammenleben, in einem Land, in dem man auch solch kritische, ketzerische Äusserungen konstruktiv anbringen darf. Das schätze ich sehr an der Schweiz, auch wenn sich die Einwohner dieses Landes manchmal besserwischerisch, selbstgerecht, oft uncharmant und zu bedächtig, zu abwartend, zu vernunftgesteuert – in keinem Land sonst hörte ich, dass die Menschen genau und eben vernünftig ihre Schlafstunden zählen, um möglichst auf die empfohlenen 8 Stunden Schlaf zu kommen – und zu selbstherrlich geben. Die Schweizer Bevölkerung stellt sich unbewusst und herablassend oft ihre Lebensart als die einzige und höchste aller Kulturen vor. Aber es ist sehr angenehm, in einem sauberen, funktionierenden, verlässlichen Land zu leben. In dem man sich sicher fühlen kann.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

In diesem Land möchte man meist auf Nummer sicher gehen, anderswo soll getestet werden, bevor man sich hier im selbsternannten Paradies die Finger verbrennt. Andererseits aber hat sich die Schweiz in den letzten zwanzig Jahren sehr geändert, ist offener, zugänglicher, toleranter, freundlicher und freundschaftlicher geworden. Seit den 80er Jahren umarmen sich beispielsweise auch Männer inzwischen herzlich zur Begrüssung, was vorher meist ein Privileg der Frauen war. Die Schweizer Männer sind auch unter sich körperlich herzlicher geworden. Gute, zuverlässige, treue Freundschaften kann man hier schliessen und auf diese Menschen zählen. Zudem ist es angenehm, dass man hier auf eigenen Fähigkeiten das Leben aufbauen kann, statt wie vielerorts sonst auf Beziehungen und faulen Privilegien.

Als wir als eine tschechische Familie zusammen mit vielen anderen Tschechoslowaken vor vierzig Jahren im September 1968 in die Schweiz kamen, herrschten hier zwar sichere demokratische Verhältnisse und ein Rechtsstaat, die öffentlichen Ämter funktionierten zuverlässig, das demokratische Regierungssystem mit den sieben Bundesräten ebenfalls, aber das Stimm- und Wahlrecht war noch mehrere Jahre nur für die Männer reserviert. Das war einer der Gründe, warum ich damals, als 15-Jährige, mein neues Gastland zwar dankbar, aber auch leicht skeptisch betrachtete. Diese für mich schockierende politische Einseitigkeit kombiniert mit dem sichtbaren Wohlstand samt polierten, turmartig angebotenen Äpfeln und Orangen machten mich ratlos und misstrauisch. Ich kam aus einem Land, in dem Frauen emanzipiert waren, sehr selbstbewusst und selbständig ihrer beruflichen Arbeit nachgehen konnten, wenn auch nicht immer in den selbstgewählten Berufen und manche zugegebenermassen doppelt belastet. Die Rechte der Frauen mussten in der Schweiz erst erkämpft und eingeführt werden. Das ganze föderalistische Schulwesen, das sich so schwer vertrat mit der geforderten Flexibilität der Arbeitnehmer und die noch stark fehlende ausserhäusliche Kinderbetreuung empfand ich hier als Jugendliche damals schon als grosses Manko, das meine Haltung zum neuen Gastland distanziert machte. Ich weiss noch, wie ich mich empörte, wie verknöchert hier die meisten reagiert haben bei Diskussionen um einen schulischen Mittagstisch oder um schulfreie Samstage, was ein Umdenken in der Lehrplangestaltung verlangt hätte und nach mehreren Jahrzehnten inzwischen eingeführt wurde, damit Familien mit gutem Gewissen Beruf und Privates vereinen können. Auch der damals noch obligatorische Haushaltsunterricht für Mädchen, der immerhin nicht mehr als Haushaltsjahr, sondern nur noch in den Ferien abgehalten wurde, schockierte mich und meine Eltern. Auf ein Gesuch meines Vaters mit der Erklärung, ich müsse das Französisch für die versäumten vier Jahre am Gymnasium nachholen, wurde ich von dieser alten rollenspezifischen Aufgabe befreit. Inzwischen sind diese Zeiten vorbei, aber es geht mir um die Haltung, die man hier Neuerungen gegenüber hatte. In einem anderen Land wären es wieder andere Themen gewesen, die sich unterschieden hätten. Dessen bin ich mir bewusst.

Von der Tschechoslowakei her war ich es gewohnt, dass alle Kinder in der Schule Werkunterricht samt den grundlegenden, praktischen Elektrikerkenntnissen hatten. Als ich in Ostberlin in der Schule war, gingen wir als Zwölfjährige alle zwei Wochen jeweils einen halben Tag in eine Fabrik an verschiedenen Maschinen arbeiten und auch in einem gemeinsamen Garten gärtnern, um verschiedene Teile des Berufslebens auch praktisch kennenzulernen. Überall gab es spannende Ansätze zu einer guten Allgemeinwissenenerziehung. Zum sozialen Allgemeinwissen und Allgemeinkönnen zählte deshalb auch der Tanzunterricht, der im Alter von 17 bzw. 18 Jahren abends allen Schülerinnen und Schülern erteilt wurde. Jeder angehende Erwachsene sollte wenigstens in Grundkenntnissen mit den Schritten und Figuren der Standarttänze vertraut sein. Natürlich kam diese zunächst bürgerlich wirkende Tendenz, die in den selbsternannt kommunistischen Ländern praktiziert wurde, allen Erwachsenen zugute.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Die Schweizer teils überhebliche Selbstzufriedenheit, was das Schulwesen betrifft, war mir als eine mit verschiedenen Schulsystemen Konfrontierte unverständlich. Im Ostblock lernte ich in den politisch unverfänglichen Fächern pädagogisch aus hervorragenden Schulbüchern, wo hingegen hier aus einem Überfluss am Schulmaterial und Mangel an einer klaren Schulstofflinie oft Chaos und unproduktive Uneinigkeit unter den Lehrpersonen herrschte. Erst, wenn eingesehen wird, dass man im Austausch mit anderen Kulturen auch lernen kann, gibt es ein echtes, interkulturelles Verständnis und Fortschritt.

Von welcher Seite wird das Fremde betrachtet? Wird auch bemessen, wie lange sich der Neuankömmling fremd fühlt in der neuen Welt, in der für ihn unbekannt, ihm nicht vertrauten Umgebung? Oder wird immer die Position des Gastlandes, des Gastgebers eingenommen? Ist der Ankommende fremd für die Einheimischen, für die Ureinwohner, für die ‚Eingeborenen‘, für die ‚native people‘? Eroberer hätten so die vorgefundene Bevölkerung genannt, und ihren Lebensstandart gelegentlich auch als unterentwickelt betrachtet, nur weil er von den Gewohnheiten der Neuankömmlinge abweicht. Die tatsächlich hochgeschätzte direkte Demokratie hatte damals, noch im Jahre 1968 grosse Mängel, neben dem fehlenden Frauen Stimm- & -Wahlrecht, wenn beispielsweise noch keine allgemeine Krankenversicherungspflicht herrschte. Das Fremde wird oft als unkultiviert belächelt. Es kommt also auf das Selbstwertgefühl der Ankommenden und auf den Grund der Ankunft im neuen Land an, um erfolgreich zu bestehen. Landet man am neuen Ort mit einer Bitte oder mit einer Forderung?

Eine koreanische Freundin sagte mir, dass sie lange das Gefühl hatte, obwohl sehr gut ausgebildet, als Mensch zweiter Klasse angeschaut zu werden. Erst wenn jede innere Unsicherheit des Neuankommenden verschwindet, schaut man den anderen auf Augenhöhe ins Gesicht. Es geht also um beidseitiges, gesundes Selbstwertgefühl. Erst dann funktioniert echte Toleranz ohne gegenseitige Vorurteile.

Wir baten damals im 1968 wie 13 000 anderer Tschechoslowakinnen und Tschechoslowaken in der Schweiz um politisches Asyl (ca. 150 000 weltweit) und bekamen es ohne grosse Umschweife, ja wir wurden sogar mit offenen Armen und viel Sympathie empfangen. Dazu erhielten wir den Nansen-Pass der vorübergehend Staatenlosen. Und meine Familie begann ein zweites zu Hause in der Deutschschweiz aufzubauen, und von dieser Warte aus sind auch meine Betrachtungen, persönlich und individuell. In der französischen Schweiz oder aus dem Tessin wären sie vielleicht anders ausgefallen.

Einerseits wussten wir von der Seriosität und Ehrlichkeit der Schweizer, andererseits machte mein Vater als erfahrener Arzt die Erfahrung mit einem Chef, der ihm im Spital einen konkreten, angemessenen Lohn versprach, am Ende des Monats aber nur die Hälfte zahlte mit der Begründung, mein Vater hätte es nicht schriftlich bestätigt bekommen. Das waren halt uns unbekannte Auswirkung eines kapitalistischen Systems. Begeisterung mischte sich anfänglich abwechslungsweise immer wieder mit Ernüchterung oder gar Enttäuschung. Bis sich die einzelnen Bedürfnisse, Vorstellungen, gegenseitige Erwartungen, Nachfrage und Angebote einpendelten in der Harmonie des Kennenlernens.

Das Radiogespräch jetzt nach vierzig Jahren verlief eigentlich gut, und doch bin ich ziemlich unbefriedigt aus dem Studio gegangen. Ich konnte mir einreden, dass es immer so sei, aber ich wusste, dass ich mich auf das für beide Seiten heikle Gesprächsthema sehr gut vorbereitet habe, zu detailliert und zu persönlich vielleicht. Ich wollte kritisch, aber nicht verletzend sein, wollte Allgemeingültiges, aber auch Persönliches ansprechen, wollte ernsthaft, aber auch leichtfüssig an das Thema heran gehen. Und deshalb war mir klar, wie viele für mich wichtige Punkte ich anzusprechen vergass. Als hätte ich eine Chance verpasst. Jetzt ergreife ich noch einmal die Gelegenheit, um nachzutragen, zu unterstreichen und heute in einem anderen Medium meine „fremden Beobachtungen“ zu deponieren.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Fremde Länder, fremde Sitten

Mit dem Auftrag zu der besagten Radiosendung im Hinterkopf sitze ich vierzig Jahre nach der Okkupation der Tschechoslowakei und nach der Emigration in die Schweiz im Zug Basel-Luzern. Mir gegenüber ein sehr leicht - da der Sommer gerade heiss ist - den Oberkörper nur in einem Unterleibchen bekleideter, alter Chinese. Beim Anblick seines Tuns empfinde ich ihn als fremd, ja zuerst unangenehm abstossend, denn er zieht sich erstaunlich beweglich seinen Fuss sandalenfrei in den Schoss und beginnt, sich mit den Fingern seine Zehennägel, Zehenräume und Füsse zu reinigen. Dieses Verhalten empfinden wir in Europa als zu intim und für ‚fremde‘ Augen an der Öffentlichkeit eher unappetitlich, als dass man es in der Öffentlichkeit durchführt. Ich schaue zunächst angewidert, dann höflich weg, am Schluss zieht der chinesische Reisende eine Coca-Cola Flasche aus dem Reisegepäck und beim Öffnen wird er und der ganze Boden von der aufgeschäumten, klebrigen Flüssigkeit voll bespritzt. Da lächelt mich Hilfe suchend mein Vis-à-vis an, ich ziehe Papiertaschentücher heraus und der Mann nimmt dankbar an und putzt alles weg. Ich habe ihm das vorherige Übertreten der Intimsphäre verziehen und wir können gemeinsam über das Missgeschick lachen. Alles ist geputzt, seine Zehen und der Boden auch. Wir nähern uns einander wieder als Reisende, die sich freundlich austauschen. Ich bin für ihn eine Schweizerin, er für mich ein Chinese mit einem fremdartigen Kulturhintergrund. Wann fühle ich mich als Schweizerin, wann bin ich eine tschechische Emigrantin?

Wenn einem etwas fremd oder fremdartig vorkommt, heisst es, dass man es nicht kennt, dass es eigenartig wirkt, dass man staunt, sich darüber mit einer abwehrenden Haltung wundert, dass man etwas nicht begreift oder nicht versteht. Es fällt aus dem Rahmen heraus, ist einem nicht vertraut, es jagt einem Unbehagen oder sogar vielleicht Angst ein. Angst vor einer direkten Konfrontation, Angst, dass man teilen müssen, dass die Portionen kleiner werden, dass einem das Urheberrecht aberkannt wird, dass jemand abschaut, abschreibt, kopiert und kassiert, und vielleicht einem sogar über den Kopf wächst... Angst, dass das Eigene verwässert, verfremdet wird, sogar vielleicht verloren geht. Wird man sich mit der Zeit wohl umstellen, das Neue akzeptieren müssen oder sich selber anpassen sollen und mit Einsicht sogar anpassen wollen? Wer soll sich an wen anpassen? Doch nicht diejenigen, die schon vorher da waren! Es ist an den Neuankommenden, sich an die Gepflogenheiten des Bestehenden anzupassen, wenn auch vielleicht später ein Austausch zwischen beiden Kulturen möglich sein sollte. Die gegenseitige Befruchtung verschiedener Kulturen und Lebensweisen tut allen gut. Zurückhaltung von den Neuankommenden ist aber immer zunächst angesagt. Aber auch aus Schutz der eigenen, mitgebrachten Tradition vor fremden Einflüssen ist Vorsicht geboten.

Fremd, Feind, Freund

Fremd und Freund, ja sogar auch Feind. So nah und so entgegengesetzt fern sind die Wörter. Nur einige kaum merkbare Buchstaben werden hin und her geschoben und aus fern wird nah bis ganz zum Entgegengesetzten. (So wie mir vorher beim Tippen des Wortes ‚Flüchtling‘ aus dem ‚l‘ ein ‚r‘ einen ‚Früchtling‘ geworden ist. Dies aber nur so als humoristischer Einschub, damit uns die Fremdenproblematik nicht zu ernst sauer aufstosst. Neues befruchtet eben auch immer.)

Erst später also, wenn das Fremdsein beidseitig verblasst, kann aus einem Fremden auch ein Freund werden (kann natürlich auch weiblich sein). Eine nahe Distanz wohnt von Anfang an dieser Beziehung bei. Dem Fremden fühle ich mich fern. Auch hier ein bezugsnahes Wort, im Gegensatz zum nahen Freund. Gedankennah, wesensnah, humorverständnisnah, lebensrhythmusnah, sittennah, verständigungscode-nah (nach einem System von gesellschaftsüblichen, und dadurch verständlichen Verhaltensweisen).



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

All das ist bei einem Fremden zunächst fern, unverständlich, unlesbar. Dem Fremden sind die anderen eben auch fremd. Alle sind sich gegenseitig fremd. Eigentlich für beide Seiten eine ähnliche Ausgangsbasis. Zu viel selbstgefälliges Nestwärmegefühl erzeugt manchmal auch wieder Fernweh. Die grosse Lust zu Reisen, Neues zu entdecken, sich im Unbekannten zu bewähren. Fernweh - das Gegenteil von Heimweh (interessanterweise zum ersten Mal vom Basler Arzt Johannes Hofer 1688 als medizinischen Terminus benannt: „Nostalgia oder Heimweh“ als Rückkehrschmerz). Je nachdem, welche Erfahrungen man macht, bleibt der Fremde fremd und wird zum Feind, oder man erkennt sich im anderen, entdeckt Ähnlichkeiten und nähert sich an. Und dann wird es Integration genannt. Die fremden Neuankömmlinge begreifen die Regeln des Gastlandes. Sie hören auf, sich gegen diese Regeln zu streuben, diese als eigenartig, unangenehm oder lächerlich zu taxieren und beginnen das Fremde als lebbare Lebensgrundlage zu schätzen und anzuerkennen. Sie beginnen, sich zu Hause zu fühlen. Alles muss einem ja nicht passen. Zu Hause gefällt einem ja vielleicht auch nicht alles, wenn ich auf andere Mitbewohner Rücksicht nehme und etwas akzeptiere. Entweder entdeckt man auch in den fremden Sitten und Gewohnheiten Ähnliches zum eigenen Benehmen, was einem das Fremde des Gastlandes sympathischer macht, ja sogar fast schon vertraut. Denn vertraut ist ja das Gegenteil von fremd.

Wir kennen es, wenn wir das Fremde und interessant Unbekannte als hungrige Touristen in ethnologischen Eigenarten und Andersartigkeiten während der Urlaubszeit zu entschlüsseln suchen und uns darüber freuen. Aber bloss bei zeitlicher Begrenzung und wenn es nicht im eigenen Garten stattfindet. Ach, siehe da, das Nichtvertraute wirkt zwar im Urlaub pittoresk und folkloristisch, wird sogar mit einem Lächeln nachgemacht, aber zu Hause vor oder neben der eigenen Haustür will man es im Alltag nicht dulden. In Italien sehen die bunten Wäscheleinen an den Häusern photogen aus, aber die eigene Strasse möchte man nicht so dekorieren. Aus dem Grund ist es in der Schweiz nicht ratsam, die draussen spielenden Kinder aus dem Fenster des 3. Stocks aus zu rufen, die heilige Schweizer Ruhe darf höchstens durch Kuhglocken gestört werden.

Und wahrscheinlich kratze ich jetzt schon zu intim an den schweizer Eigenarten, wenn ich es ironisierend erwähne. Aber ich darf ja, ich bin seit 30 Jahre Schweizerin, und die kommen doch in den Genuss von Rede- und Pressefreiheit. Aber zugewanderte und angeheiratete Schweizer sind eben nicht ganz waschecht, da kann bei einem wärmeren Waschgang die Farbe verblassen und sich selber oder Umliegendes verfärben. Übrigend ist für die Schweizer die gemeinsame Waschküche in Mehrfamilienwohnhäusern so ein ziemlich pikanter Stein des ewigen Anstosses, was schon der Schweizer Schriftsteller Hugo Loetscher im Buch „Der Waschküchenschlüssel“ antippte. Da wird so manche Schweizerin zur Pedantin und so manche Alltagssituation zur Realsatire. Der Untertitel des Buches heisst auch so schön vielsagend ‚Was, wenn Gott Schweizer wäre‘. Gegens Ende der Titelgeschichte heisst es: „Wir benutzen die Waschküche wie unsere Demokratie - nicht so sehr als Boden für Freiheiten, dafür um so lieber als Fundament für eine Hausordnung.“ Hugo Loetscher darf sich lustig machen über die Schweizer Eigenheiten, er war ein Urschweizer, wenn auch ein weltgerüst ironisierender.

Selber darf man das eigene Land kritisieren, aber bei Fremden ist es heikel. Das schreit dann nach Rechtfertigungen, nach Erklärungen oder Zurechtstellungen. Wer hört schon gerne, wenn andere die eigene Familie - über die man manchmal hinter vorgehaltener Hand lästert - in den Schmutz ziehen oder sie der Lächerlichkeit preisgeben? Die Schweizer sind eben auch eine Familie. Jede Nation ist es wahrscheinlich. Die Schweizer sind also eine grosse, sich gegenseitig aber nicht unbedingt zärtlich liebende Familie. Und fragt man den Fremden oder die Fremde nach einer Beurteilung der eigenen Familie von Aussen, will man vor allem Gutes hören, keine Kritik oder gar Gelächter, man hofft auf Lob und insgeheim vielleicht sogar ein wenig Bewunderung. Höflichkeit und eben Charme oder ein ausgebildetes Taktgefühl würden da als Antwort eher Zurückhaltung als Kritik empfehlen oder zulassen.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Da könnten einem humorvolle, interpretatorisch vielschichtige Bonmots wie „Je pense, donc je suisse“ geistreich und witzig behilflich sein. Philosophische Anlehnungen weisen nach vorne und lassen Witz erkennen, der Anfangs der 90er Jahre einem Schweizer Künstler einfiel. Pointierter und provokanter dann der Slogan im Gemälde von Ben Vautier im Schweizer Pavillons in Sevilla „La Suisse n'existe pas“. Viele Interpretationen boten sich da an, unter anderem auch als Kritik am längst hinfällig geworden Konzept von ‚Staat‘ als Nation und homogener Raum einer einheitlichen Kultur. Der Satz entstand 1992, kurz nach der Ablehnung des Beitritts zum EWR und konnte als enttäuschte Reaktion der Intellektuellen und der Kulturszene gelesen werden, die sich von der Integration der Schweiz in Europa das Ende der Isolation der Schweiz erhofften. Der Gedanke, dass die Schweiz im Europagedanken gar nicht vorkomme, dauert ja weiterhin an.

Was wollte wohl die engagierte, freundliche und kompetente Radiomoderatorin von mir hören? Hätte sie und die Hörerschaft Kritik ertragen, ohne gleich alles verteidigen zu wollen? Beim Wort ‚langweilig‘ – das ich im Sinne von wenig spontan, brav, angepasst, konform, zu ernst und stets auf political correctness bedacht, benutzte – zog sie leicht pikiert die Augenbrauen zusammen. Dabei ist die Schweiz zur gleichen Zeit auch sauber, ordentlich, aufgeräumt, nett, zuverlässig funktionierend, reich und doch bescheiden. Und die Menschen sind kompetent in ihren Berufen. Das Land prahlt aber weder mit Reichtum noch mit Titeln, im Gegensatz zu vielen anderen Ländern. Und das ist die Schokoladenseite der Medaille, auf die ich nicht verzichten möchte.

Die Fremden, ich meine Zugewanderten, schützen sich meist vor der Fremdheit, um nicht selber darin zu ertrinken, mit Witzeleien. So erzählte man sich im 1968 unter den Tschechen den Witz: Gott besucht am achten Tag, nach getaner Arbeit die Welt, um zu sehen, wie er sie erschaffen hat und kommt so in die herrlichen Schweizer Berge. Da fragt er die Schweizer: „Was könnt Ihr mir zeigen, was habt Ihr da?“ und er bewundert die bergige Landschaft, bevor er sagt, er habe Hunger und Durst. Man bringt ihm Käse und Schokolade und Milch. Gott lässt es sich gut schmecken und er lobt alles sehr. Dann fragt er, ob die Schweizer noch etwas benötigen oder wünschen würden. „Ja, 5 Franken 80, bitte“ wird ihm geantwortet.

So werden eben gelegentlich die Schweizer wahrgenommen. Gastfreundlich nur, wenn es sich auszahlt. Man will ja schliesslich etwas davon haben. Von Blauäugigkeit und Idealismus allein kann man nicht leben. Die Schweizer sind Rationalisten und Realisten, keine Träumer. Aber das tönt bereits undankbar, denn jetzt plaudere ich schon aus dem eigenen Nähkästchen, solche Sachen sagte man ja nur hinter vorgehaltener Hand unter eigenen Landsleuten. Und siehe da, schon bleibt der Fremde fremd, denn er separiert sich und kritisiert womöglich noch das grosszügige Gastgeberland. Er hält den Zeigefinger auf Unstimmigkeiten oder auf Eigenarten, die ihm im ersten Moment aufgestossen sind, die mit der Zeit aber nicht mehr so auffallen, denn an das Gewöhnliche gewöhnt man sich eben. Und was in einem Land üblich ist, ist in einem anderen Land vielleicht undenkbar. Was hier eine Gepflogenheit ist, entsetzt möglicherweise andere Völker. Leider wertet der Mensch aber viel zu schnell. Was er nicht kennt, wird verurteilt. Erst mit der Zeit begreift man oder nimmt selber eine andere Perspektive ein. Und vielleicht funktioniert die Schweiz so gut gerade wegen diesen Eigenschaften des Perfektionismus, wegen dem Wirtschaftsbewusstsein.

Aber die Schweiz hat auch eine der höchsten Selbstmordraten, was auch eine Aussage ist. Und schon ist das selbsternannte Schweizer Paradies ein wenig relativiert, in das ich vor vierzig Jahren geführt wurde und wo ich meine eigenen Pflänzchen setzen, und diese sicher nicht als verunreinigendes, fremdartiges Unkraut bezeichnet haben wollte.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

So konnten wir beispielsweise in unserer helvetischen Anfangszeit noch nicht die Direktheit der Schweizer als Gastgeber wirklich deuten. Wenn wir als Familie eingeladen waren und nach dem Essen gefragt wurden, ob jemand Kaffee möchte, sagte mein Vater meistens „nein danke, machen Sie sich keine Umstände“, was aber natürlich nicht hiess, dass er keinen Kaffee wollte. Seine Höflichkeit verlangte von ihm, dass er sich zunächst so ausdrückte. Und der Gastgeber in einem slawischen Land hätte dann die Höflichkeitsformel richtig gedeutet und sich eben bemüht, denn für einen Gast macht man alles. Man holt ihn selbstverständlich ab, oder bietet ihm zum Übernachten das eigene Schlafzimmer an. Bei den schweizer Gastgebern hiess aber natürlich ein ‚Nein‘ eben ‚nein‘, und so lernten wir mit der Zeit, dass man in diesem Land die eigenen Wünsche klar formulieren muss, dass Höflichkeitssätze oft als unnötige Floskeln und als Gesellschaftsspielchen bewertet werden und dass man keinen Wert legt auf das Lesen von Zwischenzeilen. Wer aber meint, nach dieser Beurteilung, die Schweizerinnen und Schweizer seien nicht gastfreundlich, täuscht sich. Bloss funktioniert die Gastlichkeit anders. Man ladet sich unter Freunden oft zum Nachtessen ein. Jedes Wochenende kommen Freunde zu uns zum Essen oder wir werden eingeladen. Viel häufiger als dies anderswo getan wird, wo man sonst nur den Tee um Fünft kennt, in Deutschland meist Kaffee und Kuchen auftrifft oder in Tschechien nur Familienangehörige zum Essen einladet, sonst trifft man sich in einer Kneipe zu einem Gläschen Wein oder zu einem Bier. Die Tschechen sind eine Wochenendhäuschen-Nation. Am Freitag Nachmittag verreisen die meisten aufs Land, in die Privatheit. Andere Länder, andere Sitten eben.

In die Kategorie der ersten Eindrücke von den Schweizern fällt auch die Beobachtung, dass die Schweizer bei aller charitativen Grosszügigkeit nicht besonders charmant sind, denn gegenseitig Freundlichkeiten auszutauschen wird hier als Schmeichelei, als Unehrllichkeit und sogar vielleicht schon Bestechung gedeutet. ‚Was möchte wohl die Person von mir?‘ Hinter einem Kompliment wird hier schnell eine Absicht vermutet, statt dass man es als Liebenswürdigkeit, Annäherungsversuch oder Stimmungsgutmache entgegennimmt. Ja nur nicht zu viel Lobenswertes sagen. Das erfuhr ich schnell damals in der Schule bei der Benotung. Wo ich in der Tschechoslowakei gewöhnt war, dass beim richtigen Ergebnis ein Sehrgut problemlos zu erreichen war, musste ich hier erfahren, dass eine 6 nur für die Allerallerbesten und für den Lehrer vorbestimmt war, dass man sich auch bei richtiger Lösung mit einem ‚ja aber‘ begnügen sollte. Nur Gott und die Lehrerin können in der Schweiz das perfekte, angestrebte Resultat erreichen. Die Benotung richtet sich hier meist nicht nach dem Erreichen des vermittelten Schulstoffs, sondern nach einem fernen, hoch oben ausgesteckten Ziel. Zu viel Lob könnte ja die Schülerin übermütig, eingebildet oder faul machen. Es findet sich immer eine Einschränkung, wie die Problemstellung noch besser oder anders hätte gelöst werden können. Diese Lobhemmung war mir so fremd, dass es bei mir in der Schule eher den umgekehrten Effekt hatte. Wenn ich mich anstrengte und es auch richtig löste, wollte ich eine Anerkennung. Sonst begann ich dem Pädagogen zu misstrauen oder ihn sogar zu verachten. Mir gab im ersten Jahr nach der Emigration ein Deutschlehrer eine Ungenügende im Aufsatz – obwohl es fast keine Fehler hatte und das Thema originell angegangen worden ist - mit der Begründung, ich könne es einfach nicht so gut wie jemand mit deutscher Muttersprache. Punkt. Schweizer Gerechtigkeit muss sein. Da konnte ich auch als Fünfzehnjährige nur bemitleidend lächeln. Ach, diese Machtspielchen! Ich bin aber auch gerechten und hervorragenden Lehrpersonen begegnet. Bloss einen vorübergehenden Bonus eines Neuankommeling bekam man in diesem Land nie, denn das würde der unpersönliche, regelstarre Gerechtigkeitssinn der Schweizer nicht zulassen. Das schweizerisch Überkorrekte hemmt hier manchmal eine direkt persönliche Menschlichkeit. Inzwischen denke ich, es gibt auch eine nicht gang genau messbare Gerechtigkeit, die in keinem Notenheft als Note steht. Heute bemüht man sich um weniger zählende Anerkennungs- und Aufmunterungsnoten im Rahmen der detaillierten Beurteilung. Das sind eher Gutwetterbemühungen. Nicht unverdient, aber weniger Wert.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Es soll aber nicht heissen, dass dieses charitative Volk nicht viel Menschliches für Schlechtergestellte aufbringt. Die alten Leintücher, die damals von den Dachböden für uns als „Liebesgaben“ (wie wir es nannten) gesammelt wurde und oft von der Aussteuer der verstorbenen, unverheirateten Tante stammen, dienen mir heute noch.

Die Tschechoslowaken waren meist gut ausgebildet und dazu bildungsfähig, so dass die Schweizer Herausforderung ihr Weiterkommen nur selten bremste. Aber leicht wurde es einem hier bei allem Entgegenkommen nicht gemacht. Hingegen stärkte es das Selbstbewusstsein der Neuankommenden, falls man nicht eine empfindliche Natur hat, die beim Anecken psychische Schäden davon trägt.

Im Namen der Ehrlichkeit und Direktheit werden in der Schweiz eher selten spielerische, absichtslose, leichtfüssige Ping-Pong-Wortwechsel geführt. Charmeurs gelten hier als unseriös, unglaubwürdig und anrühig.

Mir fiel damals an der Schweiz auf, dass das laute Niessen an der Öffentlichkeit kein gesellschaftlicher Fauxpas ist, im Gegensatz zum lauten Reden oder Lachen auf der Strasse. Auch dass sich Zuspätkommende im Theater oder Kino mit dem Hintern zu mir, die höflich aufgestanden ist, den Weg zu ihren Plätzen bahnten, liess mich lächeln. Dafür hatte ich hier von Anfang an Mühe, bei einer Begrüssung alle Namen aufzuzählen. In anderen Ländern genügt zur Höflichkeit meist der Gruss ohne Anrede. Wobei die persönliche Namensnennung etwas persönlich Verbindliches hat. Verbindlichkeit und eben auch Pünktlichkeit werden in der Schweiz hochgeschätzt. Ein Besuch ist in der Schweiz oft überpünktlich, was für mich als Gastgeberin beinahe schon störend sein kann, hingegen die Pünktlichkeit der an- und abfahrenden Züge ist eindrücklich, absolut zuverlässig und sehr lebenserleichternd.

Es sind lustige Banalitäten, die an unterschiedlichen Orten unterschiedlich bewertet werden. Was in einem Land ein Affront, kann in einem anderen Land eine Bagatelle sein. Was wir damals als Taktlosigkeiten gewertet haben, erkenne ich heute, dass in jedem Land andere Tabuthemen das Taktgefühl prägen. An einem Ort spricht man nicht offen über Krankheiten, anderswo nicht über den Tod oder das Alter, in der Schweiz störte mich, dass beispielsweise bei Radio-Quiz-Sendungen die Kandidaten entblösst wurden, wie ich fand, wenn sie zugeben mussten, dass sie es nicht selber wussten, dass ihnen jemand half. Jedes Land drückt mit anderen Rücksichtnahmen den Verhaltenskodex aus. Wie stehe ich beispielsweise im Lift, mit dem Gesicht zu den anderen oder - wie in den USA - den anderen den Rücken zuwendend und nicht grüssend. In der Schweiz grüssen sich Wanderer im Wald und in den Bergen, was ich schön finde und es gerne angenommen habe. Dafür kann ich mir jetzt noch nicht das Lachen verkneifen, wenn Schweizer mit einem Singbüchlein oder einem vorgedruckten Text aufkreuzen, wenn sie gemeinsam singen wollen. In Tschechien können meistens die Menschen stundenlang gemeinsam singen und kennen hunderte von Texten auswendig, egal ob Volkslieder, Schlager oder andere Liedtexte. Eben schon wieder, andere Länder, andere Sitten.

Jetzt staune ich selber schon lächelnd, wenn ich in den südlichen Ländern die Müllabfuhr um Mitternacht aktiv tätig entdecke. Da würde die Schweizer Bevölkerung auf die Barrikaden gehen. Nachtruhe in der Schweiz ist heilig und wehe dem, der sie stört. Jedes Land hat seine eigenen Heiligtümer, Selbstverständlichkeiten, Tabus, an denen nicht gerüttelt und nicht gezweifelt werden darf. Sonst wird der Fremde als ungehobelter, unzivilisierter Eindringling beurteilt und verurteilt, egal wo und wer es ist. (Da griff mir kürzlich eine mir unbekannte Verkäuferin in Griechenland in mein Dekolleté, wo sich ein Sesamkorn verirrt hatte. So etwas könnte einem in der Schweiz nicht passieren. Hier bedeutet Distanzwahren sehr viel. Ich selber habe in Griechenland auch gestaunt. Die Verkäuferin meinte nur lächelnd, da gehört das Sesamkorn sicher nicht hin.)



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Ich bin seit vierzig Jahren in der Schweiz. Obwohl hier zu Hause, fühle ich mich als in der Schweiz lebende Tschechin. Warum? Weil ich es so will? Es ist auch ein Privileg dieses Landes, dass ich mir diese Halfremdeheit erlauben, und mich doch wohl fühlen kann. Die Schweiz bietet bei allen Vorschriften auch eine grosse Toleranz an. Leben und leben lassen, sofern man das Schweizerleben nicht beeinträchtigt. Und zu fest auffallen sollte man auch nicht. Sicher nicht, wenn man einer anderen Religion angehört. Sonst weckt man schnell Befürchtungen, wie bei der Minarettinitiative, man wolle fremdes Gedanken- und Glaubensgut hier ausbreiten. Schnell fühlt sich die Schweiz bedroht. Die Schweizer – wenn man schon so dumm und allumfassend plakativ schreibt – dürfen nicht das Gefühl bekommen, als wolle man ihre Kühe, die Schokolade und die Berge, auf die man hier so stolz ist, als hätte man sie selber erschaffen, strittig machen.

Zu streng, zu massvoll, zu korrekt...

Was macht mich anders und was will ich nicht annehmen, was wiederum nicht aufgeben, um nicht „zu schweizerisch“ zu werden? Als hätte ich Angst, mich mit dem schweizer Virus anstecken zu können. Ist es Arroganz, Nostalgie oder eine Illusion der Fremden? Gibt es typisch schweizerische Eigenschaften? Ich lebe hier, bin vom Pass her auch Schweizerin und fühle mich in meinem Inneren als Tschechin. Aber besonders früher wäre es unter den Landsleuten fast ein Schimpfwort gewesen, wenn einem schweizerische Eigenschaften zugesprochen wurde. Zu streng, zu ernst, zu korrekt, zu massvoll, zu nüchtern, zu unauffällig, zu ausgeglichen, zu vernünftig, zu pragmatisch, zu verplant, zu vorsichtig, zu selbstüberzeugt, zu wenig emotional und zu wenig verspielt, zu wenig poetisch. Ein Volk mit einem Zu auf der Stirn. Mit meinen tschechischen Freunden feierten wir beispielsweise, da es sich durchs Holzfällen die Spitze eines Tannenbäumchens ergab, am 24. Juli Weihnachten, mit allem Drum und Dran, mit Baumschmücken und Singen und kleine verspielte, symbolische Geschenke verteilen. Für kleine Kinder mochte es ein wenig verwirrend sein, denn der sommerliche 24. war eine laue Sommernacht, aber alle Beteiligten machten mit viel Phantasie und einer grossen Portion schrägem Humor bei einigen solchen absurden Ideenumsetzungen mit. Das Verständnis für die Poesie des Alltags ist in der Schweiz vielen Menschen eher fremd. Sie nehmen oft den Alltag mit gerunzelter Stirn als Bürde oder eben als trockene Realität wahr, statt als witzige Herausforderung. Und doch gab und gibt es in der Schweiz Meister des kleinen, poetischen Blicks wie Mani Matter ihn hatte und auch die Worte für die Umsetzung fand. Keine Regel ohne Ausnahmen. Und auch nicht alle Tschechen sind Poeten.

In die Fremde zu kommen ist ähnlich wie wenn man ein fremdes, von fremder Hand eingerichtetes Haus betritt. Alles ist unbekannt, jeder Blickwinkel aus dem Fenster, jeder Lichteinfall, sogar vielleicht die Wasserhähne in der Dusche funktionieren anders – fast hätte ich gesagt, krähen in einer fremden Sprache. Fremd bedeutet unverständlich, unbekannt, mir nicht vertraut und nicht mir gehörend.

Emigration

Sind es die Wurzeln, die Erziehung, äussere Einflüsse, Vorbilder, das frühkindliche Umfeld, die Primarschule und die Allgemeinbildung mit seinem länderspezifischen Wissenskodex, die einen fürs Leben in einem Land prägen? All das und doch nicht nur. Ich wuchs von 9-13jährig, also während vier Jahren in Ostberlin auf, wohin mein Vater nach dem Berliner Mauerbau als Arzt berufen wurde. Ich erlebte also schon früh verschiedene, mich prägende Umfeldler. Bis zur Matura in Luzern habe ich 8 verschiedene Schulen besucht. Ich war also geübt im flexiblen Anpassen. Mein inneres Biotop gleicht aber am ehesten einer mährischen Hügellandschaft, sicher nicht dramatischen Alpen mit ihren Felsen und Unwegsamkeiten. Wüsten und das Tessin beflügeln mich aber ebenfalls.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

21 Jahre durfte ich aus politischen Gründen nicht in mein Ursprungsland zurück. Ich träumte von den Strassen meiner Heimatstadt und betrat meine ‚verbotene Stadt‘ nur nachts virtuell und heimlich. Die Stadt, die ich nach der ersten Rückkehr im Jahre 1989 so vorgefunden habe, wie ich sie verliess. Das Geld für die Renovationen war auch in der Messestadt Brünn (Brno, in Mähren) erst vorhanden, nachdem der eiserne Vorhang gefallen ist. Erst dann kehrte ich besuchsweise, selber inzwischen im mittleren Lebensalter, in meine Kindheit zurück. Nichts hat sich äusserlich verändert, was aber nicht heisst, dass die Tschechoslowakei früher ein rückständiges Land gewesen wäre. Ich staune immer noch, wenn ich mit meinem schweizer Mann vergleiche, in welchen Bedingungen er aufwuchs und wie ich, obwohl immer nur in einer 2- oder 3-Zimmer Mietwohnung, grossgeworden bin. Die tschechischen Haushalte waren oft voller Bilder, mit Kunst und Büchern überbrückte man geistige Unterdrückungen. In den 50er Jahren gab es in der Tschechoslowakei einen überall gelebten, technischen Fortschritt, obwohl die Wirtschaft sonst katastrophal war. Meine Familie hatte immer, auch in den Fünfzigern, eine Waschmaschine, einen Fernseher und ein Auto, was allgemein üblich war. Was fehlte, war die kontinuierliche, problemlose Versorgung mit WC-Papier, Pfeffer oder anderen Gebrauchswaren. Der Markt war ohne Konkurrenz, oft schlechte Ware, das Konfektionskleiderangebot beschränkt. Aber die Menschen pflanzten selber an, wo es eben ging, man weckte Früchte ein, um sie für die kommende Saison zu konservieren, so dass wir zu Hause in der Vorratskammer alljährlich sicher 365 volle Kompottgläser hatten. Kleider nähten sich die Geschickten selber, und auch der Mittelstand liess in Modosalons nähen. Eigentlich förderte der Kommunismus eher die bourgeoise Lebensweise, die er ideologisch bekämpfte. Damit will ich weder prahlen noch blenden. Ich will nur zeigen, dass die Tschechoslowakei ein mitteleuropäisches Land war, das in ihrer weiteren Entwicklung aufgehalten wurde.

Begreiflicherweise hatte man hier in der Schweiz nicht viel Ahnung, wie wir hinter dem eisernen Vorhang gelebt haben. Man fragte mich hier in der Schule, ob ich mein Kopftuch abgelegt und mich hier als Erstes modern mit Minirock eingekleidet hätte. Damals antwortete ich eher ruppig, dass wir alle in Kartoffelsäcker herumgelaufen wären und diese erst hier im Paradies ablegen konnten. Ich kann mich an mein belustigtes Staunen beim Betrachten des sonst guten amerikanischen Films „Die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ Ende der 80er Jahre erinnern, wo die US-Filmindustrie tschechoslowakische Flüchtlinge als Landbevölkerung mit Leiterwagen und einer Kuh oder Ziege dargestellt hatte, wie es aus Bildern der Vertreibung aus dem Sudetengrenzgebiet nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt war.

In dem neuen Land, das wir nach unserer Emigration nicht nur besuchen wollten, wie man eine Ferieninsel besucht, den Koffer auspackt und bald wieder einpackt zusammen mit einigen Souvenirs, um nach Hause zurückzukehren, mit exotischen Sonnenuntergängen auf dem Film oder dem Fotochip. Wir packten unsere Flüchtlingskoffer, die im doppelten Boden einige rahmenlose Bilder versteckt hatte, mit dem Nötigsten. Wobei schon die Frage nach dem Nötigsten sehr individuell und eigenwillig beantwortet werden kann. Meine Mutter träumte noch lange, dass sie die Koffer für die heimliche Flucht packt, mit dem Wissen, dass es keine Rückkehr gibt und dass das Meiste im Leben Erarbeitete und Angeschaffte zurückgelassen werden muss. Da packt man einerseits praktisch nach dem Diktat des Verstandes, andererseits mit Gefühl. Meine Mutter entschied sich zum Beispiel klugerweise - und wie ich meine sehr tschechisch - gegen eine Schürze, aber sicher für ihr langes Brokatkleid, in dem würdig und stilvoll getanzt und gefeiert werden konnte und das sie sich, wie sie richtig vermutete, sicher lange nicht hätte kaufen können. Ich nahm als 15-Jährige drei tschechische Bücher mit. Milan Kunderas Geschichtensammlung ‚Lächerliche Lieben‘, ein romantisches und existentialistisches Poem von Vítězslav Nezval ‚Manon‘ und eine auch graphisch hervorragend gestaltete Aphorismussammlung eines tschechischen Humoristen, der aus jeder Schwere ein Kunststück zaubern konnte.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Die tschechoslowakischen Schulen waren zwar ideologisch gefärbt, viele Fächer wurden aber hervorragend vermittelt, ich profitierte bis zu meiner hiesigen schweizer Matura von den naturwissenschaftlichen Fächern in meinem Heimatland. Am Anfang war ich schockiert, dass hier der Schulunterricht auf den ganzen Tag verteilt war, mit einer Mittagspause, in der man nach Hause gehen konnte, wenn man nah genug wohnte. Ich verstand es als Domestizierungsversuch von Müttern, die hier damals somit oft nicht berufstätig waren. In der Tschechoslowakei kam ich meistens um 14 Uhr nach Hause, nachdem wir alle in der Schulkantine um Mittag gegessen haben. Die Nachmittage waren dann frei für Freizeitangebote verschiedenster Art vom Sport, Musik, Theaterzirkel, Sprach- oder Kunstgewerbekursen. Das Leben als Jugendliche war zeitlich weniger schulisch reglementiert, ja, es war sogar in einem politisch unfreien Land freier.

Die politische Freiheit aber hat gefehlt. Das Land stand unter der totalitären, ausbeuterischen - genannt brüderlichen - Herrschaft der Sowjetunion, die nicht wie die Tschechoslowakei früher, vor dem Zweiten Weltkrieg, in Demokratie existiert hatte, sondern direkt vom Feudalwesen in die kommunistische, totalitäre Planwirtschaft überging.

So bin ich aufgewachsen, auch als Kind, gleich wie Millionen anderer, mit dem Wissen, dass es verschiedene Wahrheiten gibt. Eigenartigerweise kann es ein Kind verstehen. Jetzt lebe und denke ich in zwei Sprachen, spreche mit meinem Mann Deutsch – Hochdeutsch, damit wir uns für beide gerecht auf einem neutralen Terrain treffen – mit meinen Söhnen Tschechisch. Es war mir wichtig, ihnen diese meine sprachliche Identität mitzugeben und ihnen damit den Weg in die slawische Welt zu öffnen. Darin lag auch damals schon meine Identität, mein grosser Schatz, den ich nicht wegen einer Emigration als Jugendliche einfach so aufgeben wollte. Ich habe mich damals geweigert, das Schwyzerdütsch anzunehmen, um nicht ganz in der neuen Welt aufzugehen, um mich nicht zu verlieren. Ein Mensch gibt viel auf, wenn er unfreiwillig, fluchtartig und nach der damaligen Überzeugung für immer das Land verlässt. Man verliert nicht nur viele Menschen, sondern auch die vertraute Umgebung, den vertrauten Umgang, die vertraute Sprache, den vertrauten Verhaltenscodex, den gewohnten Rhythmus, den man kennt. Später merkt man, dass man dadurch auch reicher geworden ist. Und man lernt sich anzupassen, sich neu zu orientieren, sich selber besser zu kennen. Man wird als Kind oder junger Mensch schneller, früher erwachsen, oder wenigstens erwachsener, selbständiger. Es ist auch eine grosse Chance, das eigene Leben erweitern zu können, durch fremde Sitten zu bereichern, aber auch zu beschneiden, falls die eigenen Gewohnheiten die anderen, die Einheimischen nicht stören.

In einem Französisch- oder Englisch- oder anders sprachigem Land wäre meine Sprachadaptation anders verlaufen. Dort müsste man der Verständigung halber so schnell wie möglich die fremde Sprache lernen. Hier kann man sich aber mit der deutschen Schriftsprache bestens verständigen. Mit der Verweigerung des schweizer Dialekts konnte ich meine damals noch reinen Deutschkenntnisse sofort einsetzen und bewahren. Ich konnte mich weiter auch als Tschechin identifizieren lassen, denn ich wollte nicht in der schweizer Masse untergehen, wollte nicht untertauchen und verschwinden. Integration in einer Gesellschaft ist sehr wichtig, damit man nicht aneckt, damit man sich gut fühlt und sich ins Leben des neuen Landes einbringen kann. Aber Assimilation hätte ich für mich niemals akzeptiert, denn das hätte bedeutet, ich müsste mich angleichen, müsste meine Identität aufgeben und mit den Schweizerinnen verschmelzen. Eine problematische, politische Forderung und Vorstellung bei Asylbewerbern. Man bringt ja als Neuankömmling auch Positives, Neues fürs Gastland mit. Damit bereichert man auch die Schweiz im besten Sinne der kulturellen und sozialen Entwicklung. Jeder Neuankommende muss sich hauptsächlich aklimatisieren.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Ich fühle mich hier zu Hause und dort ebenfalls. Ich habe dort Freunde und einen Teil der Familie, und auch hier. An zwei Orten beheimatet, aber auch an zwei Orten ein wenig und ewig fremd. Immer mit einem leichten Heimweh im Herzen, mit einer Gespaltenheit und mit einer inneren Weite. Das ist das Schicksal von Flüchtlingen, von Emigranten, von Doppelbürgern, egal von wo und wie sie auch kommen.

Persönliche Wahrheiten und wahre Klischees

Als wir Tschechen und Slowaken, damals noch als Tschechoslowaken, in die Schweiz kamen, war uns einiges fremd. Fremde Augen betrachteten das fremde Land Helvetia und die Schweizer betrachteten uns. Wir hatten damals Glück, die politische und konjunkturelle Lage war sicher und gut. Die Tschechen kamen aus Böhmen und Mähren - Lateinisch ‚Bohemia‘ und sein Einwohner ‚Bohemus‘ genannt, was dann später im Französischen ‚bohème‘ hiess. Ursprünglich bezeichnete es ‚die Sintis und Romas‘, denn dort überschritten die ersten Romas... bei der Völkerwanderung die Grenzen zum westlichen Europa. Bohemien hatten einen eher ungeordneten Lebenswandel, machten Musik und gaben später der künstlerischen Bohème den Namen. Verglichen mit der sehr geordneten, oft gradlinigen Schweiz sind die Menschen aus Böhmen, Mähren und der Slowakei oft leichtfüssiger, fröhlicher, im Alltag witziger, so würde der Humor das Leben leichter machen können – was nicht heisst, dass den Schweizern der Humor fehlt, aber er hat eine andere Funktion. Der Humor ist anders. Das Temperament ist anders. Die Tschechoslowaken waren vielleicht lauter, wenn sie sich trafen, im Hinterkopf aber sass die Nostalgie. Sie äusserte sich aber eher in Verträumtheit oder Verspieltheit, als in Neurosen, die hingegen in der Schweiz oft sehr gut gedeihen. Fridolin Tschudi schrieb in Anlehnung an Goethes Mignon-Gedicht „Kennst du das Land, wo die Neurosen blühen, und wo die meisten Menschen über Föhndruck stöhnen ... Italien ist es nicht.“

Heute wird mir bewusst, wie schnell überall von der eigenen Warte aus beurteilt und das Fremde als unkultiviert, zu wenig salonfähig bewertet wird. Umgekehrt staunten wir auch, wie offen und grosszügig uns damals die Schweizerinnen und Schweizer begegnet sind und wie sie uns aufgenommen haben. Und doch hat man im Privaten natürlich das fremde Gastland mit kritischen Augen bewertet.

Da kommen dann plötzlich eigenartige Eigenschaften zusammen: verschlossen, das sind die Bergler meistens. Die Schweizer schienen uns gegenüber ziemlich offen und freundlich bis freundschaftlich gestimmt. Zu ruhig, zu wenig temperamentvoll, nach Aussen zu wenig emotional. In der emotionalen, zögerlichen Verschlossenheit liegt die Eigenschaften: brav, überkorrekt, was ich wie bereits geschrieben, besonders in der schulischen Notengebung erfuhr. Da wurde kein bisschen Rücksicht genommen, dass man fremd war, dass man sich zuerst aklimatisieren musste. Ja keine Bevorzugung, ja keine Privilegien verteilen. Der Glaube an die eigene Gerechtigkeit, die gelegentlich zur Besessenheit wachsen kann, kennt menschlich kein Pardon. Inzwischen hat sich da im Schulwesen viel getan, die Ausländer sind farbiger und viel zahlreicher und unterschiedlicher geworden. Man versucht viel für die Intergration der ausländischen Kinder zu tun, die sehr unterschiedlichen Bildungsstand und familiären Hintergrund haben. Diese Haltung hat sich inzwischen mit den neuen Schulkonzepten sehr gewandelt. Stützunterricht, Förderklassen... Die ‚Kinderstube‘ bedeutet in jeder Kultur etwas anderes, der Erziehungskanon sieht in einem mitteleuropäischen, demokratischen Land anders aus als in einer patriarchalen Clangesellschaft z.B. des Balkans, die wiederum nichts mit tschechischer Lebensart zu tun hat. Da beginnen schon die Schwierigkeiten der unterschiedlichen Wertschätzung und Rollenteilung von Mann und Frau.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

Zuerst hinterfragten wir alle Klischees, die über die Schweizer in der Welt verbreitet und kultiviert wurden und werden. Eine Prise Wahrheit ist vielleicht immer dran, aber sonst sind Klischees gefährliche Vorurteilsfallen. Jetzt also einige persönliche „Wahrheiten“:

1) Die Schweizer sind ernst, oft zu ernst. Ja, vorerst fand ich, dass die Schweizer sehr ernst sind und ich muss sagen, diese Eigenschaft würde ich auch noch nach 40 Jahren bestätigen. Viele Menschen sind ernsthaft, aber viele Schweizer bleiben dabei meistens auch ernst, nüchtern, ohne spielerische Abweichungen. Vielen fehlt die Leichtigkeit. Den Tschechen ist oft „die unerträgliche Leichtigkeit des Seins“ eigen, wie Milan Kundera eines seiner Bücher nannte. In Wien wird erzählt, dass die Zürcher Bahnhofstrasse nur halb so lustig ist wie der Wiener Friedhof. Eine freche, kühne Bemerkung von einer eingebildeten Sicht aus, aber manchmal ist ein Hauch von Wahrheit dran.

2) Damals fanden wir tatsächlich, dass die Schweizer langweilig sind. So deuteten wir auf jeden Fall des Schweizer ernste Seite, die kein Wortgeplänkel goutiert. Man nimmt hier das Leben und den Alltag sehr ernst, mit einer Sorgenfalte auf der Stirn. Das Leben mit allen seinen Hochs und Tiefs auf die leichte Schulter zu nehmen, wird hier eher als suspekt bis unseriös gedeutet. Und dieses Land will auf keinen Fall auf den ersten und auch auf den zweiten Blick nicht unseriös wirken. Seriosität verträgt sich vorerst nach Aussen nicht so gut mit Humor. Humor, egal welcher Farbe – ob verspielt bunt gefärbt oder englisch schwarz oder eben tschechisch surreal schräg oder eher der bodenständige des braven Soldats Schwejk, hat hier eine andere Couleur und gehört weniger in den Alltag. Auch Humor ist eben volksgebunden, und in der Schweiz man muss ihn mit einem feinen Ohr heraushören. Aber es gibt ihn natürlich, mein Mann beispielsweise hat eine grosse Portion davon.

Schweizer Volksmusiker, wie zum Beispiel Jodler, machen bei ihren Auftritten oft missmutige Gesichter, während sie ihre Hände selten aus den Hosentaschen nehmen. Unterhaltung ist hier oft eben eine ernste Angelegenheit, das darf nicht zu leichtfüssig daher kommen, wenn man ernst genommen werden möchte.

Der Schweizer Humor ist anders, vielleicht spröder, trockener. Umgekehrt mögen und verstehen Schweizer aber oft den schwarzen Englischen oder den tragikomischen Tschechischen gut. In der Schweiz mag man Humor, wenn er zu seiner Zeit angesagt ist, wenn es um Unterhaltung geht, wenn gewitzelt werden darf, nicht aber unbedingt auf Ämtern und Institutionen. Die Ironie hingegen gedeiht in der Schweiz gut, auch bei den Einheimischen. Denn hinter Ironie lassen sich grosse Gefühle verstecken. Wobei wir schon bei den nächsten Schweizer Eigenart wären:

3) Glamour und Glimmer passen gar nicht in dieses kleine Bergland. Man protzt hier nicht herum, weder mit Geld noch mit Ruhm. Wer eines oder beides davon hat, kaschiert es möglichen unauffällig. Man gibt sich nüchtern und bescheiden, nicht zu grell, ohne grosses Aufsehen. Rote Teppiche für Berühmtheiten werden anderswo ausgerollt, in der Schweiz interessiert sich die Regenbogenpresse höchstens für die Cervelat-Prominenz. Die Schweiz ist kein Land der grossen, schon gar nicht glamourösen Gesten.

4) Die bodenständigen Schweizer mögen und zeigen keinen Pathos und keine grossen Gefühle. Egal ob tragische oder heissblütige, grosse Gesten sind den Menschen in diesem Land fremd. Gefühle gehörten früher nicht an die Öffentlichkeit, schon gar nicht von Männern geäussert. Erst in den letzten dreissig Jahren hat sich da auch bei den Männern einiges gewandelt. Heute ist eine Begrüssungsumarmung auch unter Männern nichts Unübliches mehr. Früher haben hier nur Frauen, wenns unbedingt sein musste, stärkere Gefühlsäusserungen gezeigt. Nur auf dem Fussballplatz wenn's schmerzt oder auf dem Siegerpodest war es dann auch Männern erlaubt, sich überschwänglich zu freuen. Emotionen sind aber sonst im Zaun zu halten. Frauen dürfen eher. Inzwischen freut man sich aber auch über Roger Federers Gefühlsausbrüche, die Zeiten ändern sich eben.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

5) Männer wirkten hier oft spröde, leicht gehemmt und zu direkt, ohne rhetorische Umschweife oder charmante Komplimenten-Meander. Die Schweizer sind ursprünglich ein Bauernvolk gewesen, das den Kuhstall vielleicht nur ungern verlassen hatte. Keine Courtoisie, die höfischen Ursprungs war und hier unter dem alten Bauernvolk nichts zu suchen hatte. Keine ausgefeilten, auserlesenen Sitten, keine Raffinesse im zwischenmenschlichen Umgang. Sachliche Direktheit und dinstanzierter Anstand sind gefragt. Mein Vater gehörte noch zur alten Schule, die noch weiss, wie und wann man einer Frau die Hand küsst. Er schaute bis zu seinem Tod die Frauen genau an und sagte voller Herzlichkeit: „Wissen Sie, wie schön Ihre Augen sind? Wie zwei Wasserquellen so blau...“ Er sagte es nicht, um sich einzuschmeicheln, sondern weil er es problemlos wagte, sich den Menschen mit einem lieben, persönlichen Wort zu nähern. Als wir 1968 in die Schweiz gekommen sind, waren wir eher schockiert, wie rüppelhaft besonders die älteren Männer waren, die damals Angst hatten, ihr Stimm- und Wahlrecht vielleicht in nahender Zukunft mit den Frauen teilen zu müssen. Ich erinnere mich an ein Gespräch, in dem ein Mann androhte, wenn diese politische Neuerung, die in den meisten anderen Ländern eine Selbstverständlichkeit war – in der Tschechoslowakei bereits seit dem Jahre 1918 – auch in der Schweiz angenommen wird, werde er nie mehr einer Frau die Tür aufhalten und sicher nicht in den Mantel helfen. Ein armer Mann, der das flirtende und ritterliche Spiel der Geschlechter gegen plumpe Gleichmacherei eintauschen wollte. So wie ich selten sehe, dass ein Mann in einem Tram oder Bus einer Frau den Platz anbietet, nur so aus Höflichkeit. In Tschechien, ähnlich wie in Österreich, wo es sogar aus dem Lautsprecher ertönt, werden Jugendliche erzogen, älteren Menschen und Schwangeren und Invaliden den Sitzplatz anzubieten. Das gehörte immer in Tschechien zu Grundausbildung des Anstands, so dass ich dort kürzlich einen Punk gesehen habe, unaufgefordert im Tram aufzustehen. In der Schweiz sind echte Gentlemen, die sich dann auch nicht selber loben, wenn sie höflich sind und den Anstand im Blut haben, eher rar.

6) Charme, dieses bezaubernde, magisch wirkende Benehmen mit einnehmendem Einfluss, das den Ursprung im Französischen hat, aber überall auf der Welt, und auch in Tschechien mit all den Ausläufern zum Beispiel der alten, verstaubten K&K-Monarchie verbreitet war und manchmal in einer anderen, frischeren Form immer noch ist, kommt in der Schweiz versteckter vor. Charmante Menschen haben grosse Ausstrahlung, Esprit und Witz, was den Sinn hat, ein Gespräch anzubändeln und angenehm zu gestalten, als würde man eine Beschwörung aussprechen oder ein Lied anstimmen, wovon es auch etymologisch abgeleitet ist.

7) Alles, was man in der Schweiz macht, jeder Schritt hat eine vernünftige Erklärung und einen vorher bestimmten, logischen, zielgerichteten und begründeten Plan. Die Schweizer improvisieren viel weniger, haben deshalb auch viel weniger Übung darin. Planung verträgt sich nicht so gut mit Spontaneität.

Spontaneität liegt den Schweizern nicht unbedingt, und was ihnen auf den ersten Blick nicht liegt, streben sie auch nicht an, ja sie meiden und verdrängen es sogar. Dem ist wahrscheinlich überall so. Spontaneität der anderen wird den Schweizern schnell zu viel, denn sie überrascht und verlangt ständige Flexibilität, kann vielleicht auch überrumpeln. Und das könnte anstrengend sein, man kann sich nicht im voraus vorbereiten, und so könnte ein Schweizer als zu wenig schlagfertig entlarvt werden. Unangekündigte Besuche, ein Klingeln beim zufälligen Vorbeigehen kommen in der Schweiz nicht gut an. Man kann sich nicht vorbereiten, auch mental nicht, und solche Überraschungen werden deshalb als eher unhöflich nicht goutiert. Zu spontane Menschen ecken hier an, Temperament wird eher in Büchern oder in der Werbung auf dem Bildschirm geschätzt, nicht im Alltag. Da müsste man sich an Überraschendes anpassen. Umgekehrt beneiden manche Schweizer den temperamentvollen Menschen und versuchen ihn nachzuahmen.

8) Ein Schweizer Bürger will sich nicht anpassen, und sicher nichts korrigieren lassen im eigenen Land. (Wahrscheinlich geht es jedem Volk so, nur in der Schweiz funktioniert einiges besser als anderswo.) Der Schweizer findet, er hätte eigentlich das meiste



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

selber erfunden. Den längsten Tunnel, die erste Zahnradbahn, die schnellste... So muss der Urschweizer niemandem dankbar und niemandem verpflichtet sein. Denn wer etwas erfindet, der kann auch über den Anwendungszweck bestimmen und herrschen. Und ein Schweizer lässt nur ungern seine Zügel aus der Hand. Er sitzt ja meist sowieso am längsten Hebel, denkt er. Die Geschichte hat immer in den letzten Jahrhunderten für ihn gespielt, was die Bevölkerung meist als eigenes Verdienst begründet wird, und nicht als Folge der geographischen Lage und die durch keinen Krieg zerstörten finanziellen Mittel. Eingebildet und doch im tiefsten Inneren bescheiden ist der Schweizer. Man protzt hier nicht herum mit dem Erreichten, auch nicht mit dem Reichtum, den es hier doch auch gibt. Das Schweizer Auftreten ist eher scheu und zurückhaltend.

9) Die Berge machen so einige Bergvölker engstirnig und verschlossen, was sich in der Schweiz in einer grosser Vorsicht und Misstrauen dem Fremden gegenüber äussert. Die anderen sollen sich die Finger verbrennen, wenn sie so stürmisch und gierig sind. Die Schweizer warten ab und erst dann führen sie Erprobtes und Bewährtes ein, auch politisch, was ja nicht nur zum Schaden des Landes ist.

10) Anders aber in der Wissenschaft. Da gibt es einige sehr geduldige, unbestechliche und fleissige Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, wenn auch Fleiss nicht einzig in der Schweiz erfunden worden ist.

11) So wurde auch die Korruption nicht in der Schweiz erfunden. Bestechung passt nicht zum Schweizer Charakter, denn dafür braucht es zwar Verschwiegenheit, die in der Wirtschaft funktioniert, aber man strebt hier meist auch Transparenz an. Und die verträgt sich nicht sehr gut mit Korruption. Aus dem Grund war ich aber im hiesigen Gymnasium sehr enttäuscht, als ich im Wirtschaftsunterricht mit der Tatsache konfrontiert wurde, wie Grossbetriebe auf legale Weise die Steuern und Abschreibungen behandeln dürfen. Welche Wege es bei Grossbetrieben gibt, wie man geschickt die Steuerausgaben niedrig hält etc. Der kleine Unterschied zwischen Steuerhinterziehung und Steuerbetrug gedeiht, wenn auch inzwischen angeschlagen, immer noch in der Schweiz. Ein normaler, kleiner Sterblicher ohne die offiziell ökonomischen Trickkenntnisse zahlt im Verhältnis mehr. Für mich blieb aber trotzdem dieser Dschungel undurchschaubar.

12) Die Schweizer haben etwas Braves. Im etymologischen Wörterbuch steht unter ‚brav‘: wacker, tüchtig, ordentlich, artig. Interessant ist, dass das Adjektiv im 16. Jahrhundert aus dem Französischen entlehnt wurde mit der Bedeutung ‚wacker, unabhängig, wild? ‚Bravo‘ und ‚bravourös‘ kommt auch vom gleichen Wortstamm. Das italienische Wort geht auf ‚brabus‘, lateinisch ‚barbarus‘ zurück mit der Bedeutung ‚fremd, ungesitteter Rohling‘. So bezeichneten im Altertum die Griechen und Römer die fremden Ausländer, die mit der einheimischen Sprache und Gesittung nicht vertraut waren und darum als roh und ungesittet galten. Eine interessante Parallele zur heutigen Zeit und den Fremden. Ich denke beim ‚brav‘ jedoch an wenig durchschlagskräftig, zu wenig fordernd, nicht aneckend, zu angepasst, gehorsam. Die Schweizer mögen es angepasst. Ihrer Norm, ihrem Stil, ihren Vorstellungen entsprechend. Dann lassen sie einen in Ruhe. Der gesunde Menschenverstand ja, aber ohne jede spielerische Leichtigkeit oder witzige Unbekümmertheit. Der Schweizer war immer stolz darauf, nichts mit der Aristokratie und deren Schnörkeln und Geplänkel zu tun zu haben. Der Brave hat auch etwas Stures, er schaut nicht über den Haag hinaus und erfüllt seine Pflicht.

Ganz anders der typisch tschechische ‚brave Soldat Schwejk‘. Die Übersetzung der ‚Abenteuer des guten Soldaten Schwejk‘ von Jaroslav Hašek heisst im Deutschen ‚des braven Soldaten Schwejk‘, denn er pflegt zu sagen ‚melde gehorsamst‘ und ist mit dem echten, kernigen, tschechischen Humor ausgestattet, der es ihm erlaubt, mit Humor sich auch über die schwierigsten Situation hinweg zu setzen. Die Bravheit ist bei ihm gepaart mit Naivität, Gutmütigkeit, Bauernschlauheit, indem er sich oft dumm stellt oder dumm wirkt, so aber überlebt. Ein satirischer, antimilitaristischer Roman, der sehr subtil den Unterschied der beiden gleichnamigen Eigenheiten zeichnet. Interessant, das 1945 der schweizer Schauspieler Alfred Rasser die schweizer Version des Schwejks im HD-Soldaten Läppli (aus Lappi abgeleitet) schuf und im 1959 diesen auch sehr erfolgreich im Film verkörperte.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

13) In der Schweiz mag man keinen Firlefanz, keine unnötigen Umwege und sprachlichen Verrenkungen. Warum sollte man die Tatsachen beschönigen? Als sich der tschechische Schriftsteller Bohumil Hrabal, der in seinen Romanen und Geschichten sehr treffend jeweils das Leben und die tschechische Seele einfing, das Leben nahm, brachte seine begabte und mit ihm befreundete Übersetzerin ins Deutsche, Susanna Roth, kein Verständnis den tschechischen Medien entgegen, als diese Hrabals Selbstmord metaphorisch umschrieben haben, er „hätte Tauben auf dem Sims füttern wollen“. Jeder kannte die Wahrheit, aber manche tabuisierten Tatsachen werden in anderen Kulturen nicht wortwörtlich benannt, sie werden umschrieben. Eine poetische Wahrheitsbenennung. In der Schweiz mag man es lieber klar und deutlich und nennt es dann wahrhaftig. Für andere Kulturen kann es ungehobelt, taktlos und zu direkt wirken.

14) Was für ein Land köstliches Essen sein kann, bedeutet vielleicht für ein anderes Land eine Zumutung auf dem Essteller. Uns hat die Schweizer Küche meist hervorragend geschmeckt. Nur selten nannten Tschechen etwas Unbekanntes auf dem Teller ‚zahnlos‘ wie beispielsweise den Fleischkäse oder die Luzerner Pastetchen. Auf jeden Fall war die schweizer Küche leichter, vitaminhaltiger und fettärmer als die traditionellen tschechischen Gerichte. Mit der Zeit vermischten sich aber die Kochgewohnheiten der beiden Nationalitäten, was inzwischen sowieso durch das Reiseverhalten der Menschen zu einer Internationalisierung der Küche beiträgt. Sogar das Fehlen des hausbekannten Brotes, das meist im neuen Land zu einer nostalgischen Erinnerung gehört, erübrigt sich inzwischen beim jetzigen reichhaltigen Brotangebot. In den ersten Jahren schmeckte uns das lochhaltige Ruchbrot nicht besonders, wir vermissten das kompakte, manchmal mit Kümmel gewürzte Roggenbrot, bis wir ein ähnliches in der grossen Vielfalt fanden und auch neue Sorten zu lieben begannen.

15) Unverständlich war für mich immer, dass in der Schweiz die Gräber nach 20-25 Jahren, je nach dem Kanton, aufgehoben werden, ausser man verlängert die Zahlung. Auch die Streitereien der Friedhofsverwaltung beispielsweise des Basler Friedhofs Hörnli wegen uneinheitlichen Grabsteinen, die scheinbar nicht ins Gesamtbild passen, schockieren mich immer noch. Es widerspiegelt einen starken Hang zu Regeln bis ins Letzte, bis über den Tod hinaus. In meiner Heimat gab es Friedhöfe, an denen sich die wechselnde Architektur der Epochen und Stile spiegelte, von Jugendstilstatuen auf den Gräbern, über Bauhaus-Schlichtheit bis zur originellen Moderne, und hie und da sieht man verlassene Gräber, zu denen niemand mehr schaut, nur der Zahn der Zeit. Was nicht heisst, dass die Friedhöfe keine Ordnung aufweisen, im Gegenteil, die meisten Gräber werden sehr gepflegt. Auf den Friedhöfen spiegelt sich immer das Leben, die Wärme und der Geschmack der Lebenden.

16) Imponierend ist für mich die Viersprachigkeit der Schweiz, die Mehrsprachigkeiten auch bei weniger gebildeten Menschen. Darin spiegelt sich die Demokratie und Toleranz dieses Landes auf eine eindruckliche Art.

17) Die Nähe äussert sich meist anders in Schweizer Familien als in den verstrickten Familienliebesabhängigkeiten anderer Länder. In der Schweiz gibt es zwar ein wenig mehr Distanz, was nicht heisst, dass man nicht im familiären Netz aufgefangen wird bei Bedarf. Aber damit werden auch nicht zu grosse Abhängigkeiten, schlechtes Gewissen und zu grosse Erwartungen geschaffen. Und die Familie funktioniert in der Schweiz doch sehr gut, wenn auch lockerer, was ich anfänglich fälschlicherweise als zu wenig liebevoll gedeutet habe.

18) Die Schweiz ist zuverlässig, auf einen bestellten Handwerker kann man sich verlassen, dass er kommt und tüchtig arbeitet, das versprochene Material bringt und sein Wort hält.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin

19) Das Land ist unglaublich sauber und ruhig und auch sicher vor täglicher Kriminalität im Vergleich zu vielen anderen Ländern. Gerade als Frau schätze ich diese Lebensqualität sehr, dass ich problemlos auch in der Nacht nach Hause gehen kann, ohne an jeder Ecke Angst vor einem Überfall haben zu müssen.

20) Ich schätze auch die grosse Freundschaftstreue in der Schweiz. Es mag vielleicht ein wenig länger gehen, bis man Freundschaften schliesst, aber wenn dies geschieht, dauern sie meist lebenslanglich, denn sie werden gepflegt. Und es ist schön, in einem Land zu leben, in dem es eine verbindliche Freundschaftskultur gibt. Ich habe viele solche Freundinnen und Freunde gefunden.

Der tschechische Komponist Antonín Dvořák schrieb eine bewegende Symphonie ‚Aus der neuen Welt‘, als er für einige Zeit nach Amerika gegangen ist. Aus der Konfrontation mit dem sozial Neuen entstehen oft unerhörte Dinge, wenn man in die Fremde geht, auf Fremdes im eigenen Land stösst oder Vertrautes in der Fremde trifft. Das Fremde in dir, das Fremde in mir. Wichtig ist nur, dass man sich nicht lebenslanglich fremd fühlt im eigenen Land oder in der Fremde. Vorurteile erkennen und abbauen, sich selber gelegentlich neu positionieren, und so zu verstehen lernen, Verständnis aufbringen und Nähe schaffen. Aus der neuen Welt kann auch ein neues Zuhause entstehen. Dort, wo ich mich wohl fühle und wo ich angenommen, verstanden und geliebt werde, auch wenn die Wurzeln anderwo liegen. Und es macht dann Spass, mit fremden-eigenen Augen das fremde, inzwischen eigene Land, und das eigene, inzwischen manchmal fremde Land gelegentlich zu betrachten, um sich selber ein wenig näher zu kommen.

Katka Räber-Schneider, Tschechin und Schweizerin, lebt seit 1968 in der Schweiz, wo sie auch studiert hat und nun mit ihrer Familie gerne in Basel lebt als Autorin, Paarberaterin, gelegentliche Trauerrednerin, Übersetzerin, Fotografin und Journalistin.



Katka Räber-Schneider

Psychologin / Paar-Coaching, Trauerreden, Autorin, Journalistin, Fotografin
